

Manuela Westphal

Geschlechtsspezifische Aspekte bei der Integration im und durch den Sport

Vortrag auf der 2. Schnittstellenkonferenz Sport(pädagogik) – Jugendhilfe am 17.9.2003 Baunatal (Kassel)

Das Themenfeld Sport, Migration und Integration wird in Wissenschaft, Politik und Jugendarbeit derzeit recht unterschiedlich wahrgenommen und eingeschätzt. Das Interesse gilt dabei vorrangig dem Vereinssport, der als ein gesellschaftliches Handlungsfeld mit einem hohen sozialen und auch interkulturellen Kontakt- und Integrationspotenzial angesehen wird. Mit Eintritt von Einwanderern in Cliquen, Vereinen und Institutionen der Aufnahmegesellschaft auf der Basis von Primärbeziehungen mit Einheimischen - eben Sportvereinsmitgliedschaft und dem gemeinsamen Sporttreiben - ist eine zentrale Phase oder Teildimension gelungener Eingliederung oder Integration (soziale Assimilation, nach Esser 1980) erreicht; erst danach sind die übrigen Dimensionen überhaupt möglich (z.B. identifikatorische Assimilation), so die klassische Modellannahme in der Migrations- bzw. Integrationsforschung.

Forschungsstand: Migration, Sport und Integration

Sowohl auf politisch-administrativer Ebene als auch im Kontext der Jugendarbeit findet sich diese Annahme stark vereinfacht und mit weiteren Erwartungen angefüllt wieder: Sport wird als „Integrationsfaktor Nr.1“ (Manfred von Richthofen, DSB) beschrieben, der vorhandene Vorurteile und Fremdenängste abbauen kann (Otto Schily, Innenminister) oder gar als Schutzimpfung gegen soziale Auffälligkeit (Jochen Welt, Aussiedlerbeauftragter) wirkt. Eines der Hauptargumente ist die Tatsache, dass der Sport fast unbemerkt von der Gesamtgesellschaft die größte Zahl von Zugewanderten integriert hat.

Allerdings bezieht sich diese Aussage nur auf männliche Migranten (Jugendliche). Mädchen und junge Frauen sind im Sport kaum bzw. fast gar nicht organisiert. Ein weiteres Hauptargument ist ein pädagogisches, nämlich die Annahme, dass Sportintegration und -sozialisation gesellschaftliche und individuelle Fehlentwicklungen, bedingt durch Eingliederungs- bzw.

Integrationschwierigkeiten, kompensieren kann, und ferner, dass spezifische, im Sport erworbene Einstellungen und Kompetenzen (z.B. Fairplay, Teamgeist etc.) sich auch in anderen Lebensbereichen wie Schule, Ausbildung, Ehe und Familie niederschlagen, also persönlichkeitsbildend (z.B. durch Entwicklung moderner bzw. demokratischer Geschlechtsidentitäten) und gesundheitsfördernd wirken.

Insgesamt liegen jedoch keine Forschungen über Art und Weise der Integration und Sozialisation von Jugendlichen bzw. von Mädchen und Jungen mit Migrationshintergrund im und durch den Sport vor. Die Sportsoziologie und -

pädagogik beschäftigt sich bislang eher vereinzelt mit migrations- und integrations-spezifischen Fragestellungen, betrachtet eine automatische Integrationsfunktion des organisierten Sports jedoch bereits seit langem kritisch und differenziert (vgl. Frogner 1984, Brettschneider/Kleine 2002, Pilz 2002). Im Vordergrund stehen dabei die Diskussion von ethnisch-kulturellen Konflikten im Sport (vgl. Klein/Kothy 1998), aber auch Ansätze zur interkulturellen Bewegungserziehung (vgl. Erdmann u.a. 1999, Bröskamp 1994). Interkulturell vergleichende Studien über Sport- und Bewegungskonzepte finden sich so gut wie keine; jedoch gibt es eine Reihe von Praxisberichten und -materialien zur Integration von Ausländer-/Aussiedlerjugendlichen (vgl. Sportjugend Hessen 1998) bzw. Publikationen, die diese Integration im Sport normativ-politisch fordern.

Die sozialwissenschaftliche Migrationsforschung hat den Sport als Integrationsfaktor weitgehend übersehen, ihm – wenn überhaupt – im Zusammenhang mit der Bildung ethnischer (Sport-)Vereine Beachtung geschenkt (vgl. Heckmann 1992). Ähnlich wenig Beachtung erhält der Sport in der Sozialisationsforschung, obwohl Sport zu den Selbstverständlichkeiten im Lebensalltag von Kindern und Jugendlichen gehört. Das Thema wird meist nur sehr oberflächlich und ohne Einbezug der Erkenntnisse aus der Sportwissenschaft abgehandelt (so z.B. die Kritik des Sportwissenschaftlers Baur 1999). Fragen zur Sozialisation zum und durch den Sport werden kaum gestellt. Das Gleiche gilt für die hier interessierenden Fragen, wieso sich offensichtlich eher Jungen als Mädchen auf ihn einlassen und warum einige Kinder, insbesondere türkische Mädchen – so die immer wieder anzutreffende Feststellung – offenbar eben gar nicht. Zwar liegen zum Thema Integration von Mädchen und Frauen im Sport seit Anfang der 1990er Jahre zahlreiche Studien der sportwissenschaftlichen Frauenforschung vor. Diese haben jedoch bis auf wenige Ausnahmen (vgl. Kleindienst-Cachay 1996, Pfister 1998) die Dimensionen Migration, Interkulturalität und Ethnizität bislang kaum beachtet und systematisch einbezogen. Im Folgenden werden verschiedene neuere Forschungsergebnisse zusammengetragen, um zu einer Einschätzung der Integrationschancen des Sports für Mädchen und Frauen mit Migrations- bzw. Einwanderungshintergrund zu gelangen.

Integrationsansatz

Zunächst soll das hier verwendete Integrationsverständnis bzw. -konzept kurz erläutert werden (vgl. Herwartz-Emden/Westphal 2002). Von einer Mitgliedschaft und hohen Kontaktdichte im Sportverein kann nicht per se auf eine gelungene Integration oder gar Anpassung geschlossen werden. Integration ist ein wechselseitiger und vielschichtiger Prozess, der auch ungleichzeitige Verläufe und Widersprüche enthält. Die Vorstellung einer über die Zeit und die Generationen erfolgenden, linearen Anpassung bzw. Integration in die aufnehmende Gesellschaft kann als überholt gelten; das gilt auch für die damit einhergehenden Vorstellungen von Herkunfts- und Aufnahmegesellschaft und über Kulturen, denen man sozusagen „ganz“ angehört.

Die Komplexität von Einwanderungsprozessen und die sich anbahnenden Veränderungen – auch in Identitätskonstruktionen – können in einem eindimensionalen Bezugsrahmen nicht erklärt werden. Erfolg oder Misserfolg eines Migrationsprozesses sind bedingt durch ineinander greifende, mehrdimensionale

Orientierungen, Verhaltensweisen und Einstellungen, die in Zusammenhang stehen mit den vorhandenen Ressourcen und vielfältigen Interaktionen in verschiedenen Bereichen. Angenommen wird daher, dass in den verschiedenen Lebensbereichen, bspw. in der Schule, Familie, Freizeit und Peergroup sowie im Sport und mit dem Sport, unterschiedliche Integrationsstrategien zum Tragen kommen – mit unterschiedlichen Ergebnissen. Diese Strategien kann man sich jedoch nicht als Wahl im Sinne von bewussten Entscheidungsprozessen vorstellen, d.h. sie werden nicht einfach "gewählt", sondern stellen Entscheidungen dar, die durch Ressourcen, aber auch durch eine Vielzahl von Restriktionen bedingt sind.

Auch die geschlechtsspezifische Integration im und durch den Sport wäre demnach kein Ereignis, das einem linearen Verlauf folgt. Die wichtigsten Voraussetzungen liegen allerdings einerseits in der Bereitschaft des Sports bzw. der Mitglieder, Migrantinnen Teilhabechancen zu gewährleisten und Kontakte sowie Mitwirkung in Sportpraxis und -theorie sowie Sportpolitik überhaupt zuzulassen bzw. diese zu fördern. Andererseits ist der Ausgang durch die individuellen Voraussetzungen und Ressourcen auf Seiten der Migrantinnen bestimmt, wie dem Bildungshintergrund, der Sprachkompetenz, der Familiensituation, dem Einreisealter und der Aufenthaltsdauer sowie durch das Vorhandensein von inter- und intraethnischen Beziehungen oder Netzwerken.

Geschlechterordnung im Sport

Von Chancengleichheit und Geschlechtergerechtigkeit im organisierten Sport sind wir noch meilenweit entfernt. Es scheint fast, als ob mit dem Vereinssport ein gesellschaftliches Teilsystem vorliege, welches gegenüber Veränderungen geschlechtsspezifischer Rollenvorgaben und Begrenzungen weitgehend resistent ist, ein quasi geschlechtsspezifisches Reservat. Was wir uns auch anschauen, ob Beteiligungsquoten, Verdienstmöglichkeiten, Sozial- und Prestigepositionen etc., wir treffen in allen Bereichen trotz vielfältigen Wandels auf eine Tradition männlicher Dominanz.

Doch werfen wir nun zunächst einen kurzen Blick in die Entwicklung des Frauensports: Vor allem moralische und medizinische Gründe wurden benutzt, um die Ausgrenzung der Frauen vom Sport zu rechtfertigen (vgl. Pfister 1996).¹ Sie galten wesensmäßig und biologisch als ungeeignet für den Sport. Insbesondere der Mythos der weiblichen Schwäche bis hin zur Gleichsetzung von Weiblichkeit und Krankheit waren (medizin-)wissenschaftliche Diskurse, die sich bis weit ins 20. Jahrhundert zogen.² Erst zu Mitte des 19. Jahrhunderts wird

¹ Von der ersten deutschen Turnbewegung durch Jahn wurden Mädchen und Frauen ausgeschlossen und das galt als so natürlich und selbstverständlich, dass es gar nicht erwähnt, geschweige denn begründet werden musste (Pfister 1996, S.22) Turnen versprach zunächst Wehrhaftigkeit, Härte und Männlichkeit, war gleichzeitig Mittel der Abhärtung und Ablenkung von Sexualität. Im Zuge der Nationalstaatsbildung zum Ende des 18. Jahrhunderts verstärkten sich die Bestrebungen, das deutsche Volk körperlich zu ertüchtigen. Es entstand mit Jahn ein Konzept des Deutschen Turnens.

² Begründet wurden sie durch die mit der Aufklärung verbundenen Ideen der Freiheit und Gleichheit und der zunehmenden Säkularisierung im 18. Jahrhundert. Eine mit naturwissenschaftlichen Methoden abgesicherte Theorie der Differenz und Hierarchie der Geschlechtscharaktere ersetzte allmählich die göttliche Ordnung der Geschlechter (Anordnung der inneren und äußeren Geschlechtsorgan, Gehirngröße, Beckengröße etc.). Die Geschlechtscharaktere wurden aus den Erkenntnissen v.a. der Anatomie abgeleitet: Aktivität, Stärke und Rationalität = männlich/ Passivität, Weichheit und Emotionalität = weiblich. Gleichzeitig entstanden aber auch neue Erziehungskonzepte, wie die Erziehung vom Kinde aus von Rousseau und der Pädagogik der Philanthropen, die der Körpererziehung einen hohen Wert zuwies, und Leibesübungen als „Universalmedizin“ empfohlen. Die körperliche Ausbildung war jedoch in Übereinstimmung mit den polaren Wesensmerkmalen nur den männlichen Jungen angeraten, für Mädchen galt dies als nicht notwendig: Frauen sind zum Laufen nicht geschaffen, wenn sie fliehen, dann nur um gefangen zu werden (Rousseau in Emile über die Gefährtin Sophie).

die Leibeserziehung für Mädchen diskutiert, als Mittel den weiblichen Körper für seine naturgemäße Bestimmung zu bilden und zu kräftigen. Die Gesundheitsargumente der Befürworter waren Mittel zum Zweck, nämlich Voraussetzung für Gebärfähigkeit und – freudigkeit. Gerade wegen der Annahme der weiblichen Schwäche schlossen sie alle Übungen, die mit Kraft, Ausdauer, Spreizen, Heben oder Grätschen der Beine, Schnelllauf und Hochsprung über Kniehöhe etc. vom Mädchenturnen aus. Das Mädchenturnen verbreitete sich daher zunächst nur langsam. Erst zum Ende des 19. Jahrhunderts setzte sich das Mädchen und Frauenturnen im Zusammenhang mit der Sorge um Volksgesundheit und Volkskraft vor dem ersten Weltkrieg allmählich durch, politisch galt es ein „kräftiges, gesundes und lebensfrisches weibliches Geschlecht“ heranzubilden. Zudem wollten immer mehr Frauen sich aktiv, nicht zuletzt unter dem Einfluß der ersten Frauenbewegung am Turnen und am aufkommenden Spiel und Sport beteiligen, gründeten Vereine oder traten den Frauenabteilungen in einem Männerturnverein bei.³

Die Körperkonzepte veränderten sich bis in die Gegenwart hinein folgeschwer. Äußere Zwänge wie Bekleidungs Vorschriften entfielen zunehmend, es gilt zunehmend ein innere Zwang der natürlichen Schönheit und Schlankheit (- mit Turnen und Gymnastik hervorragend in Einklang zu bringen). Im Sport bzw. Mannschafts- und Wettkampfsport blieben Frauen bis heute jedoch eine Minderheit. Dennoch sind seither Sport und Weiblichkeit nicht mehr in unlöslichen Widerspruch. Die neue, moderne Frau war und ist schlank, erfolgreich in der Liebe und im Beruf und treibt Sport. Übrigens reicht ein Blick in die gegenwärtige sportliche Ratgeberliteratur um die selbstverständliche Verknüpfung von Körper und Gesundheit mit Schönheit und Weiblichkeit zu beobachten.

Frauen sind besonders deutlich auf struktureller und politischer Sportebene unterrepräsentiert. Je einflussreicher und wichtiger die (zumeist ehrenamtliche) Position ist, desto seltener ist eine Frau anzutreffen. Als karrieresteigernd gelten eine enge Verknüpfung von Ehrenamt und beruflichem Erfolg, von Außenkontakten zu Parteien, zur Industrie, zur örtlichen Politik sowie das Vorhandensein von zeitlichen und materiellen Ressourcen. Frauen verfügen entweder nicht über diese Ressourcen (häufig aufgrund familiärer Verpflichtungen) oder distanzieren sich bewusst von diesen Strukturen. Sie betätigen sich als Übungsleiterinnen, suchen den direkten Kontakt zum Sport und zu den Gruppen. 22% aller Übungsleiter sind weiblich und gehören einer nach Geschlecht getrennt wahrgenommen Sportwelt an: Sie verteilen sich vorwiegend auf die Sportarten Gymnastik und Turnen sowie auf den Freizeit-Breitensport (also z.B. auf Frauen-, Kinder- und Seniorengruppen). Trainerinnen sind insgesamt eher selten und noch am ehesten im Anfängerbereich oder in Sportarten zu finden, die von weiblichen Kindern und Jugendlichen dominiert sind (vgl. Jaeger-Kaske 1997, Zipprich 1998). Wo keine Vorbilder existieren, ist es eben auch doppelt schwierig, Mädchen und Frauen, von Migrantinnen ganz zu schweigen, für dieses Aufgabenfeld zu begeistern.

³ Mit der Öffnung des Turnens für Frauen ist gleichzeitig auch ein Schließungsprozeß im aus England importierten Sport zu beobachten. Frauen haben ihren Platz beim Zuschauen, Bewundern und Schmücken von sportlichen Ereignissen („Er steht im Tor und ich dahinter“ oder in der modernen Variante Sport und Show Cheerleaders). Auch diese Schließung geht einher mit medizinischen Argumenten von den vielfältigen Schädigungen des Sports für den weiblichen Körper, insbesondere für die Unterleibsorgane. „Treten“ galt als männlich und „fangen“ als weiblich, denn es habe mit „empfangen“ zu tun. Zu rennen, springen, kämpfen wurde als Gefahr für die weiblichen Unterleibsorgane medizinisch begründet und moralisch drohte die Vermännlichung der Frau. Wie eine Analyse sportmedizinischer Lehrbücher in den 1980iger Jahren ergab, erweckten diese den Eindruck, dass die Frau eine Fehlkonstruktion, der Mann, das Maß aller Dinge sei (vgl. Pfister 1996). (Übrigens haben wir erst seit 1972 eine Öffnung der Fußballvereine für Frauen.) In der Weimarer Republik erkämpften sich schließlich die Frauen den Zugang zum Wettkampfsport sowie zu den olympischen Spielen. Der Nationalsozialismus führte, die bereits im 19. Jahrhundert entwickelte Logik der Eugenik, Schaffung gesunder Menschen, weiter und pervertierte den Zugriff auf den Körper der Frau in Medizin und Sport.

Dennoch haben sich alle Sportarten für Frauen geöffnet. Es gilt als Emanzipation der Frauen, wenn sie *Leistungssport* betreiben und Einzug halten in männliche Domänen (z.B. Boxen, Fußball, Marathon). Allerdings hat sich an den Geschlechtergrenzen und -differenzen wenig geändert; zwar werden sie nicht mehr über Schließung und Ausgrenzung formuliert und hergestellt, sondern über Strategien der Entsportlichung, der Verleugnung und Verzerrung von Weiblichkeit (vgl. Kugelmann 1996, S.95). *Entsportlichung* meint all die Bereiche, in denen mehr die sexualisierte Weiblichkeit, das Aussehen und die Show zählen als die sportliche Leistungsfähigkeit (z.B. die Darstellung von Tennisspielerinnen wie der Williams-Schwestern als Sexy Sisters, vgl. Walter 2002). *Verleugnung* des Weiblichen meint all die Disziplinen des Hochleistungssports, in denen Frauen nur durch Anverwandlung ihres Körpers und ihrer Persönlichkeit an die männliche Norm erfolgreich sein können (z.B. Doping, vgl. Singler/Treutlein 2002, S. 89-98).

Die Verzerrung der Weiblichkeit findet sich im Sport überall da, wo Weiblichkeit in ästhetischen und der körperlichen Schönheit dienenden Bewegungspraktiken unrealistisch überzeichnet wird (z.B. Kunstturnen). Darüber hinaus gibt nur wenige Sportarten, in denen es vorwiegend um die weiblich definierten Elemente des Sports geht, wie Beweglichkeit, Geschicklichkeit und Koordination; Männer treten übrigens in diesen erst gar nicht an. Als Maßstab für Leistung im Sport gelten heute mehr denn je Kraft, Ausdauer, Größe und Gewicht. Trotz aller Veränderungen und Öffnungen ist es nach wie vor eher das harte, leistungsorientierte, männlich definierte Element, das den Sport in der Öffentlichkeit prägt und auch die öffentliche Diskussion bestimmt.

Integration im Schulsport

Wie die Schul- bzw. Koedukationsforscherin Faulstich-Wieland aufzeigt, orientieren sich aus Sicht der Schüler die Sportlehrkräfte primär an den Jungen und sind entnervt von den Mädchengruppen (Faulstich-Wieland 1997, S. 160). Auch gingen sie wenig sensibel mit den Schwierigkeiten der Mädchen während der Pubertät um, so die Kritik der Schülerinnen. Mädchen drücken sich in der Folge vom Schulsport, bringen regelmäßige Entschuldigungen und haben häufig ihr ganzes Leben lang ein gespaltenes Verhältnis zum Schulsport (Kugelmann 1996, S. 146). Bilder der Lehrkräfte zeichnen Mädchen als durchschnittlich leistungsschwächer und weniger sportlich (Faulstich-Wieland 1997, S. 161). Noch extremer als die Defizitvorstellungen bei den Lehrkräften sind allerdings die Bilder im Kopf der Schülerinnen und Schüler, insbesondere von den Jungen werden Mädchen fast nie als Klassenbeste im Sport genannt, während die Mädchen gleichmäßiger Jungen und Mädchen angeben konnten.⁴ Auch wenn ein sozialer Wandel stattgefunden hat, besteht die Tendenz fort, den außerschulischen Leistungssport im Schulsport abzubilden.⁵ Damit werden Jungen

⁴ Bereits Grundschüler bevorzugen schnelle, kraftvolle Tätigkeiten, Mädchen dagegen Bewegungsformen, die Geschicklichkeit und Gleichgewicht erfordern. Entsprechend finden sich bei den Jungen bessere Lauf-Wurf- und Sprungleistungen als bei den Mädchen. Gleiche Leistungen zeigen sich jedoch in Kraftüberprüfungsaufgaben wie Sit-ups, Oberkörpererschwenken, Standweitsprung u.ä., die jedoch nicht zum normalen Spielalltag gehören. Insofern könnte der Schulsport durch die Auswahl der Inhalte ausgleichend zwischen Geschlechtern wirken (Faulstich-Wieland 1997, S. 158). Jedoch werden Frauensportarten (Tanz, Gymnastik) aus dem koedukativen Unterricht weitgehend ausgegrenzt; genauer gesagt Sportlehrer und -lehrerinnen wird die Durchsetzung solcher Lernangebote massiv erschwert (vgl. Firley-Lorenz, S. 185).

⁵ Der Schulsport orientiert sich in der Regel eher an den Zielen Leistungssteigerung und Leistungsvergleich (reine Fertigkeitsvermittlung, Nachahmung des Hochleistungssport, Notendruck und Benachteiligung Schwacher) (Kugelmann 1996, S. 141).

und Mädchen in der eng definierten Geschlechterordnung eher gehalten, denn gefördert diese zu überwinden. Es wird im Unterricht sozialer Status transportiert, Plätze werden zugewiesen, die Mädchen und Jungen im Feld des Sports (und darüber hinaus) einzunehmen haben. Mädchen und Jungen assoziieren Sport mit männlichen Merkmalen und identifizieren ihn als eine männliche Domäne, Mädchen meinen zudem, dass der Sport für Jungen wichtiger und sinnhafter sei als für sie.

Insbesondere der Schulsport stellt eine systematische Integration mit dem Recht und der Pflicht zur Teilnahme und Teilhabe dar. Im Schulsport blieben lange Zeit die gesellschaftlichen Vorstellungen der unterschiedlichen Leistungsfähigkeit sowie Interessenausprägung der beiden Geschlechter erhalten. Erst mit der Forderung und Umsetzung der Koedukation im Sportunterricht seit Beginn der 1970er Jahre war die Hoffnung auf mehr Gleichheit und Integration für Mädchen im Sport verbunden, man wollte den Mädchen ebenfalls die Chance geben, Kraft und Stärke zu entwickeln. Damit war eine Orientierung an den Männersport vorprogrammiert. (Faulstich-Wieland 1997 S. 156). Doch die Koedukation bewirkte kaum eine Besserung, eher wurden geschlechtsspezifische Ungleichheiten und Diskriminierungen im Sport bzw. Sportunterricht noch verstärkt. Sportlehrerinnen klagen z.B. über vielfältige Diskriminierungen durch Jungen älterer Jahrgänge – sexistische Beleidigungen, Provokationen und Unterminierung ihrer Fachkompetenz scheinen die Regel zu sein. Eine Untersuchung an der Bielefelder Laborschule zeigte, dass Jungen ihre Sportinteressen auch gegenüber ihren Klassenkameradinnen insgesamt deutlich dominant durchsetzen können, Mädchen diese wesentlich weniger artikulieren und auch entsprechend seltener umsetzen.

Pädagogisch Ziele sind⁶ weiterreichende Erziehungs- und Bildungsprozesse wie z.B. Auseinandersetzung mit Körper und Gesundheit, Entwicklung von Vertrauen in die eigene körperliche Leistungsfähigkeit, soziales Lernen (Fairness u. Kooperation), Erwerb sozialer Kompetenzen mit Gleichaltrigen beiderlei Geschlechts und die Weiterentwicklung der eigenen Geschlechtsidentität u.a.m.. (Baur/Braun 2000 S. 379).⁷

Im Schulsport wie auch im außerschulischen Bereich werden diese Bildungsprozesse zunehmend durch die Heterogenität der Geschlechter und damit häufig zusammenhängenden interethnischen Konflikten überlagert. Sie haben ihren Grund nicht selten darin, dass unterschiedliche Sport- und Körperverständnisse, -stile und –einstellungen aufeinandertreffen, so Bröskamp (1994) in seiner Studie über Körperliche Fremdheit. Deutsche Mädchen würden gern im knappen Sportdress am Unterricht teilnehmen, während diese Sportbekleidung von traditionell eingestellten türkischen Mädchen als schamlos und unpassend empfunden würde, sie bevorzugten weite Jogginghosen o.ä.. Diese unterschiedlichen Bekleidungsstile führten nicht selten zu Konflikten unter den Schülerinnen (Bröskamp 1994, Kleindienst-Cachay 1998). Der schulische Sportalltag bzw. die Teilnahme am Sportunterricht stellt, so Bröskamp, bei der Mehrheit der Mädchen kaum ein Problem dar. Auch die Eltern sind in der Regel der Schule gegenüber sehr offen eingestellt und lassen die Töchter teilnehmen oder die Töchter setzen sich über Bedenken der Eltern hinweg und nehmen „heimlich“ teil.

⁶ Grundannahme ist ein intentionales Verständnis, d.h. durch einfaches herumporteln werden noch keine pädagogischen Effekte erzielt, sondern nur durch päd. Absicht und Arrangements.

⁷ Im Schulsport wird davon ausgegangen, dass eine „vernünftige“ Lebensführung sportliches Engagement einschließt, sich Lebenszufriedenheit und –qualität durch Sport erhöhen läßt. Sinnvoll erscheint damit die Erziehung zur kompetenten Beteiligung am Sport bzw. Handlungsfähigkeit im Sport. Im Unterricht sollen Kinder und Jugendliche auf den Sport in seinen vielfältigen Varianten vorbereitet werden, sie sollen lernen, sinnvoll unter Alternativen zu entscheiden und sich kompetent zu beteiligen (Baur/Braun 2000, 378).

In einer neueren Studie über die Heterogenität im Schulalltag tritt zu Tage, dass Lehrkräfte türkische Mädchen entweder als Kopftuchtragende wahrnehmen, die traditionell und religiös erzogen, sich in selbstgewählter Isolation befinden, sich zurückhaltend und folgsam verhalten. Störend an ihnen sei nur, dass sie sich im Sportunterricht zu verweigern suchen und eine Geschlechtertrennung praktizieren wollen. (Die übrigens von dem Kollegium zwar widerwillig, aber dann nur aus feministischen Gründen zeitweise akzeptiert werden würde denn aus religiösen Gründen heraus.) Oder sie nehmen genau das entgegengesetzte Bild als typisch wahr, das laute und herausfordernde, erotisch-provokativ wirkende türkische Mädchen. Probleme in der Schule resultierten bei ihnen vor allem aus dem herausfordernden Auftreten. Auch diese türkischen Mädchen werden als typisch beschrieben, mit einer Herkunft aus einer traditionell-patriarchalen Familie. Sie würden in der Schule versuchen, ihre Freiheitsbedürfnisse auszuleben, dabei jedoch über die Stränge schlagen. Das untypische türkische Mädchen ist auf jeden Fall eine Ausnahmerecheinung, sie wird vom Lehrkörper mit Wohlwollen betrachtet, nicht zu den anderen sondern eher zu den eigenen gezählt, schließlich ist es Ihnen gelungen sich von den Beschränkungen der türkischen Familie zu lösen (Weber 2003, S. 265). In der Sportdiskussion wird derzeit ebenfalls die Annahme vertreten, dass Mädchen und Frauen, um so mehr eine Chance zur Beteiligung im Sport haben, je mehr sie sich von traditionellen Geschlechtsrollenbilder und Herkunftsmilieus lösen.

Integration von Migrant*innen im Freizeit- und Vereinssport

Der Sportverein spielt für Kinder und Jugendliche zwar eine wichtige Rolle, quantitativ betrachtet ist der Sport außerhalb des Sportvereins jedoch bedeutsamer (vgl. Brinkhoff 1998, S. 137). Generell stehen im Freizeitsport Radfahren und Schwimmen hoch im Kurs, insbesondere bei den Mädchen. An dritter Stelle steht das Fußballspiel, dies spielen fast die Hälfte aller männlichen Kinder und Jugendlichen und nur 7-10% der Mädchen in ihrer Freizeit. Pferdesport genießt dagegen große Beliebtheit bei den weiblichen Kindern und Jugendlichen. Weibliche Kinder präferieren ferner besonders das Rollschuhlaufen und männliche Kinder mehr Tennis, Tischtennis, und Skateboardfahren. Für jugendliche Mädchen gewinnen Rückschlagspiele (Badminton, Federball) und Joggen an Bedeutung sowie musisch-ästhetische Sportarten wie Tanzen/Turniertanz und Eislaufen/Schlittschuhlaufen und ferner Fitnesssportarten wie Gymnastik/Aerobik. Bei den jugendlichen Jungen sind neben Fußball, Basketball und BodyBuilding/Kraftsport äußerst populär (Brinkhoff 1997, 136). Im Sportverein verteilt es sich bei den Mädchen wie folgt: Turnen, Schwimmen und Leichtathletik in der Kindheit. Pferdesport, Schwimmen in der Pubertät und Tennis und Volleyball in der späten Jugend. Sie wählen insgesamt ein breitere Palette inhaltlich vollkommen unterschiedliche Sportarten (Einzelspiele, Mannschaftsspiele) wechseln häufiger die Sportart, überschreiten geschlechtsspezifische Grenzen und es gibt keine Sportart, die über die gesamte Entwicklung hinweg dominiert. Bei Jungen steht dagegen unabhängig vom Alter das Fußballspiel durchgängig an erster Stelle gefolgt von Schwimmen und Tennis. Auch bleiben sie in ihrer Sportwahl deutlich einigen wenigen Sportarten, eher den typisch männlichen verhaftet (vgl. Menze-Sonnek, S. 76ff). Dies gilt ebenso für türkische Jungen. Es existiert eine Vielzahl anderer Sportgelegenheiten im Freizeitbereich, wie das Sporttreiben mit der Freundin, der Freundesgruppe oder allein und in kommerziellen Einrichtungen. Eintritt und Verweildauer⁹ im Sportverein sind dabei

⁹ Ab dem 9./10. Schuljahr zeigt sich ein deutlicher Rückgang im Vereinsengagement von Mädchen; lag ihr Anteil in der 9. Klasse noch bei 38%, sinkt dieser in der 11. und 13. Klasse auf 24% (Brinkhoff 1998, S. 146).

stark durch Geschlecht, Bildungsschicht und Nationalität/Ethnizität bestimmt. Der Verein ist eher Sache der Jungen und der (einheimischen) Gymnasiastinnen.

Auffällig ist, dass die Beteiligung der Mädchen wesentlich stärker von Bildung und Nationalität/Ethnizität abhängig ist: Hauptschülerinnen und Mädchen mit (türkischem¹⁰) Migrationshintergrund bleiben dem Sportverein oftmals gänzlich fern. Über die Beteiligung von jugendlichen Aussiedlerinnen und Migrantinnen mit anderen nationalen Herkunftsländern liegen bislang keine Daten vor. Nach Daten von Kleindienst-Cachay (1996) sind einheimische deutsche Hauptschülerinnen zu 30% im Verein organisiert und die Mädchen aus der Türkei nur zu 8%. Insgesamt zeigt sich derzeit, dass Frauen und Mädchen mit Migrationshintergrund im Sport einen geringen Organisationsgrad aufweisen, was jedoch nicht gleichzusetzen ist mit geringem bis keinem Interesse am Sport. Häufiger nehmen jugendliche Migrantinnen teil an Sport- und Bewegungsangeboten, die in eigenethnischen (Kultur- und Sport-)Vereinen, in Islamschulen/Moscheen angeboten werden, die zu Hause durchführbar sind oder sie gehen in kommerzielle Einrichtungen. Sie scheinen damit Sportangebote zu bevorzugen, die in ihre Alltagswelt eingebettet und (sozial)räumlich weniger stark ausgegrenzt sind. Sie favorisieren dabei neben Tanz, Gymnastik, Aerobic auch Sport- und Mannschaftsspiele sowie Kampfsportarten. Neben Fitness und Schlankheit, Geselligkeit und dem Miteinander scheint zudem die (körperliche) Selbstverteidigung, aber auch der Leistungs- und Durchsetzungsaspekt sehr von Bedeutung zu sein. Auch gibt es eine kleine, aber wachsende Zahl von Migrantinnen, die hochsportiv sind und zum Teil sehr erfolgreich Sport treiben, vor allem in Kampfsportarten und in Mannschaftsspielen. Nicht selten treten sie in Wettkämpfen sowohl in der Türkei als auch in Deutschland an (vgl. Kleindienst-Cachay 2000).

Jungen mit Migrationshintergrund weisen einen wesentlich höheren Organisationsgrad im Sport auf, wobei wir hier für Migranten und Aussiedler etwas differenzieren können. Häufig sind junge Migranten zunächst in einheimischen Vereinen aktiv; mit der Pubertät wechseln sie häufig zu eigenethnischen Vereinen, während bei den Aussiedlern in diesem Lebensabschnitt nicht selten der Vereinsaustritt folgt (Wehmann 1999).¹¹ Begründet werden Wechsel und Austritt von den Jugendlichen mit den Argumenten "fremde Atmosphäre", "kommerzielle Ausrichtung", "keine Lust mehr", "keine freundschaftlichen Kontakte gefunden". Sie fühlen sich zum Teil im deutschen (Sport-)Verein nicht willkommen oder wollen nicht mit Fremdenfeindlichkeit, Drogen und Kriminalität in Kontakt kommen.¹²

¹⁰ In der von Brinkhoff 1998 befragten Gruppe der türkischen Vereinsabstinenten waren 83% der Befragten weiblich und 17% männlich (ebd.).

¹¹ Viele geben auch den Wunsch an, Sport zukünftig treiben zu wollen, jedoch fehlen die notwendigen Informationen oder die gewünschten Sportarten sind zu kostenintensiv. Sie suchen in stärkerem Ausmaß als einheimische Jugendliche Jugendbegegnungsorte oder Straßen und öffentliche Plätze auf. Sie zeigen damit eher eine Orientierung an eine „Straßen- und Draußensozialisation“ (Zinnecker 1998), die für einheimische Jugendliche so nicht mehr gilt. Insbesondere für sie gilt, dass nicht geeigneter Raum zum Spielen und Bewegen fehlt und sich vielfach Langeweile breit macht. Dies wird verstärkt durch einen Rückgang der sportlichen Aktivitäten. Sie waren vor der Ausreise sportlich sehr aktiv, z.T. übten sie mehrere Sportarten aus. Das Organisieren von Freizeit ist ihnen aus der Herkunftsgesellschaft eher unbekannt. Sie erfahren einen Wechsel von der organisierten Freizeit hin zu selbstbestimmten Angeboten. Sie weisen zwar ähnliche Freizeit-Sportpräferenzen auf, haben allerdings durch eine Sozialisation in einem anderen Kontext eine Reihe von Kompetenzen erworben, durch die sie sich von einheimischen Jugendlichen unterscheiden.

¹² Zumal der Gebrauch von Rauschmitteln wie Alkohol und Zigaretten (und illegale Drogen) in einigen Sportarten und -abteilungen ebenso zum Sportalltag und zur Vereinskultur gehören (vgl. Brettschneider/Kleine 2002) wie Ausländer- und Fremdenfeindlichkeit (vgl. Pilz 2002).

Migranten-/Aussiedlerjugendliche und einheimische Jugendliche weisen zwar grundsätzlich ähnliche Freizeit- und Sportpräferenzen auf, doch für Migranten- und Aussiedlerjugendliche ist der Sport (im eigenethnischen Verein, in kommerziellen Einrichtungen etc.) zudem mit der Möglichkeit verbunden, sich auszutoben, Kräfte zu messen, Können unter Beweis zu stellen und dabei „sozialen“ Status zu erwerben. Dies können Jungen noch am ehesten im Mannschaftsspiel und im Wettkampf. Für männliche Migrantenjugendliche ist der Sport im von ihnen favorisierten Fußballsport und in Kampfsportarten dabei nicht selten das einzige soziale Feld, in dem sie Vorstellungen von Männlichkeit wie Ehre, Mut, Stärke und Selbstbewusstsein verwirklichen und erfahren können (vgl. Herwartz-Emden/Westphal 2002).

Fluktuation und Vereinsabstinz als Ausdruck weiblicher Sportsozialisation

Die fehlende bzw. unzureichende Integration von Mädchen und Frauen im Vereinssport wird meist als Bestandsproblem des organisierten Sports bewertet. Neue Wege werden gesucht, um die Zielgruppe direkt anzusprechen (z.B. mit Angebotserweiterung, Frauensporttagen, etc.). Neben fehlenden Informationen, Kontakten, Vorbildern, internen (Sport-)Netzwerken etc. können auch die sozialräumliche wie zeitliche Gestaltung der Sportorte und -angebote von Bedeutung sein (z.B. mädchengefährdende Umgebung wie Stadtrand oder ungünstige Trainingszeiten etc.). Fehlende Integration der Mädchen und Frauen im Sport ist auch Ergebnis der Anforderungen der Geschlechtersozialisation (vgl. Kugelman 1996). Der geringe Organisationsgrad und die hohe Fluktuation (Vereinswechsel und -austritt) können dabei als Suchbewegungen der Mädchen interpretiert werden. Sie versuchen in einer traditionell männlich geprägten Struktur jeweilige Interpretationen von Weiblichkeit auszuprobieren und für sich zu entwickeln.

Virtuos können offenbar nur die Gymnastinnen den Vereinssport nutzen, indem sie zwischen den Sportarten hin- und herswitchen. Als Kinder sind sie vorwiegend in den Abteilungen Turnen, Schwimmen und Leichtathletik präsent. Pferdesport und Schwimmen sind in der Pubertät zwei der bevorzugten Sportarten, sie werden abgelöst von Tennis und Volleyball in der späten Jugend. Insgesamt üben Gymnastinnen eine wesentlich breitere Palette inhaltlich vollkommen unterschiedlicher Sportarten (Einzelspiele, Mannschaftsspiele) aus, sie wechseln häufiger die Sportarten und überschreiten dabei oft geschlechtsspezifische Grenzen. Auffällig ist, dass es keine Sportart bei ihnen gibt, die über die gesamte Entwicklung hinweg dominiert. Hingegen steht bei den Jungen unabhängig vom Alter das Fußballspiel durchgängig an erster Stelle, gefolgt von Schwimmen und Tennis. Auch bleiben sie in ihrer Sportwahl deutlich einigen wenigen Sportarten – eher den typisch männlichen – verhaftet, überschreiten somit eher selten die geschlechtsspezifischen Grenzen (vgl. Menze-Sonneke 1998).

Hauptschülerinnen und Migrantinnen bleiben dem Verein entweder ganz fern oder treten während der Pubertät aus. Offensichtlich können sie die Widersprüche der weiblichen (Sport- und Bewegungs-)Sozialisation nicht im und mit dem Verein auflösen. Sie geraten aufgrund der verkürzten Jugend (Ausbildung, Heirat und Familiengründung) früher in Konflikt mit der Sport- und Alltagswelt als Gymnastinnen. Eine verkürzte Jugendphase ist für Mädchen mit geringem

Bildungsniveau bzw. aus unteren Sozialschichten und mit Migrationserfahrung durchaus typisch.

Gemeinsam ist den Mädchen, dass sie sich bewusst oder unbewusst kritisch mit den im Verein dominanten Weiblichkeits-/Männlichkeitszwängen auseinandersetzen, indem sie weibliche Muster (Individualsportartenpräferenz der Gymnasiastinnen) entwickeln bzw. tradieren oder sich an männlichen Sportarten (Mannschafts- und Kampfsportpräferenz der Hauptschülerinnen und Migrantinnen) orientieren. In diesen sind abweichende bzw. „andere, fremde“ Weiblichkeitsvorstellungen offensichtlich am ehesten lebbar bzw. integrierbar. Diese Mädchen brauchen allerdings ein starkes Selbstwertgefühl, um den äußeren Widerspruch zwischen Alltags- und Sportwelt auszuhalten, der durch die Bedingungen der verkürzten Jugendphase noch verstärkt wird. Oft verhält es sich eben so, dass diejenigen, die durch Sport gestärkt und gefördert werden könnten, erst gar nicht in das sportliche Unterstützungssystem gelangen, weil der Wert der eigenen Person in der subjektiven Wahrnehmung als unzureichend bzw. unpassend für dieses System angesehen wird (vgl. Brinkhoff 1998, S. 319).

Geschlechtsspezifische Sozialisation türkischer Mädchen - ein Integrationshindernis?

Die geringe Beteiligung türkischer Mädchen am Vereinssport wird überwiegend mit muslimisch-türkischen Werten und Normen hinsichtlich des Geschlechterverhältnisses erklärt (vgl. Kleindienst-Cachay 1996). Dominante Orientierungsmuster in Migrantenfamilien aus der (ländlichen) Türkei seien:

- die Vorbereitung der Mädchen auf ihre Rolle als Hausfrau und Mutter,
- das Gebot der Jungfräulichkeit und
- die Bindung der Familienmitglieder an ihre traditionellen Rollen.

Die daraus abgeleiteten Vorbehalte von Eltern sind bis zur Pubertät der Mädchen jedoch relativ gering, danach vergrößern sie sich, da Mädchen nun z.B. beim Sport gegen die Ehre der Familie, d.h. gegen das Virginitätsgebot, verstoßen und damit ihren guten Ruf gefährden könnten. Deshalb gelten bestimmte Bekleidungs Vorschriften und das Gebot der Trennung der Geschlechter. Ein Sportengagement der Töchter wird demzufolge von den Eltern tendenziell als Bedrohung angesehen und spätestens mit Eintritt in die Pubertät verboten, nicht zuletzt auch, da der deutsche Sportverein als ein von (deutschen) Männern dominierter und frei zugänglicher öffentlicher Ort wahrgenommen wird.

Es ist jedoch heute in den meisten Migrantenfamilien türkischer Herkunft so, dass die Eltern ein sportliches Engagement der Mädchen prinzipiell unterstützen. Viele müssen aber auch darauf achten, ein bestimmtes Familien- und Geschlechterbild nach außen vor der eigenethnischen Gruppe bzw. Community aufrechtzuerhalten. Dies hängt dabei ganz wesentlich auch vom Ausmaß sozialer Kontrolle ab, über die die Gruppen jeweils vor Ort verfügen, wie es ein Jugendlicher nach einem Umzug innerhalb Deutschlands beschrieb: „Mein Vater hat Angst vor dem Gerede, in Berlin war das kein Problem, aber in Osnabrück wird viel geredet. Mein Vater kontrolliert mich, war auch schon mal im Jugendtreff. In Berlin ging das nicht, er sagte, Gott kontrolliert dich, aber in Osnabrück merkt man das.“

Ergebnisse aus dem FAFRA Projekt (vgl. Herwartz-Emden 2002; Herwartz-Emden/Westphal 2002), zeigten u.a., dass Eltern und Kinder gegenüber der sozialen Kontrolle der türkischen Gruppe einerseits und der in bestimmten Bereichen als bedrohlich empfundenen außerfamiliären Umwelt andererseits ein eigenes Arrangement finden, welches den Freiheits- und Ablösebedürfnissen der Töchter durchaus entgegenkommen kann. Väter befürworten z.B. Selbstverteidigungskurse für die Töchter. Dabei ist ihnen sowohl Integration in und Vorbereitung für diese Gesellschaft (selbstständig zu sein) als auch Schutz vor den Gefahren dieser Gesellschaft (sich wehren können) wichtig. Zunehmend weisen Eltern und Kinder aus Migrantenfamilien die oben zugeschriebene und meist als traditionell, da autoritär-patriarchalisch, bewertete Erziehungshaltung von sich – die geschehe nur in streng religiösen Familien, so die von uns befragten Väter (vgl. Westphal 2002 wie auch neuere Studien vgl. Spohn 2002).¹³

Die Väter beschrieben ihre Beziehung zu den Töchtern als eine, die immer wieder neu ausgehandelt werden müsse, denn ansonsten würden die Töchter sich ihnen entfremden bzw. die Familienbindung lösen. Sie erwarteten von ihren Töchtern neben der äußeren, (sozial)räumlichen Kontrolle zunehmend eine innere, d.h. eine erhöhte Selbstkontrolle mit dem Zugewinn an Autonomie, eben Selbstverteidigung statt Schutz und Kontrolle durch Vater und Bruder. Auch äußerten sie sich nicht generell ablehnend gegenüber der Teilnahme an bestimmten Formen gegenwärtiger (deutscher) Jugendkultur; sie wollen jedoch wissen, was vor sich geht. Die Tatsache, dass sie eine „traditionelle“ Erziehungshaltung weit von sich wiesen, die Eigengruppe und andere, die „streng gläubigen“ Familien kritisierten, bedeutet jedoch nicht, dass sie sich von ihnen entfernten oder sich nun zwischen zwei Kulturen stehend empfanden. Vielmehr befinden sie sich im Prozess des Reflektierens und Neudefinierens inmitten beider Kontexte (Herkunfts- und Aufnahme).

Die Aussage einer türkischen Selbstverteidigungstrainerin bestätigt die Väter: „Wenn ich zurückblicke, fällt mir auf, dass ich während der gesamten Jahre, in denen ich Kampfsport und Selbstverteidigung gemacht habe, nie einer anderen Immigrantin begegnet bin. Umso mehr freut es mich, dass jetzt so viele Immigrantinnen in meine Selbstverteidigungskurse kommen. Das Klischee von der schwachen, unselbstständigen, hilfsbedürftigen immigrierten Frau (...) wird durch meine Erfahrungen mit Mädchen und Frauen (...) zum großen Teil nicht bestätigt“ (Türker 1996, S. 205). An ihren Kursen nahmen sehr unterschiedliche Mädchen und Frauen mit Begeisterung teil, sehr religiös-traditionelle wie auch weniger traditionelle und moderne Mädchen. Mädchen suchten eher das kämpferisch-spielerische Training, um sich auszuupern, erklärte die Trainerin. Junge Frauen wollten mehr reden, um aufgeregten Ärger loszuwerden; und ältere Frauen kämen mit der Erwartung, schnell Techniken und Tricks der Selbstverteidigung zu lernen. Sie zeigten jedoch insgesamt eine hohe Fluktuation (Wegbleiben), die wie folgt begründet wurde: Zeit und Energie zu finden, um für sich etwas zu tun, familiäre Verpflichtungen durch Hausarbeit und Betreuung jüngerer Geschwister, Prüfungsstress in der Schule oder in der Ausbildung, aber auch Hochzeitsvorbereitungen und familiäre Schwierigkeiten mit den Eltern, der Schule

¹³ Sie begründen zwar bestimmte Einstellungen den Töchtern gegenüber mit ihrem Religionsverständnis, lehnen jedoch eine strenge Religionsauslegung ab. Insofern wollen sie ihnen Wert- und Moralvorstellungen ihres Herkunftskontextes vermitteln, ohne jedoch Verbote aussprechen zu müssen.

und der Ausländerpolizei. Ein weiterer Grund für das Wegbleiben waren späte Trainingszeiten.

Islam und Sport – kein Widerspruch: Sport in der Türkei

In ihrer Studie über Sport in der Türkei zeigt die Sportsoziologin Pfister auf, dass religiöse Gründe Frauen nicht am Sport hindern, dies gilt insbesondere für Frauen aus den Mittel- und Oberschichten. Ihre Befragung von sportlich aktiven Frauen in der Türkei ergab, dass diese die Berücksichtigung religiöser Vorschriften im Sport ablehnten und meinten, dass der Westen den Einfluss der Religion auf die türkische Gesellschaft und den Sport insgesamt überbewerte (vgl. Pfister 1998, S. 141). Ein aktives Sportengagement ist dabei für beide Geschlechter kulturell in der Türkei eher nicht selbstverständlich, wie Pfister darlegt. Anders als in Deutschland gehört Sport in der Türkei nicht zum Lifestyle, wird gar als unnütz oder gesundheitsgefährdend angesehen, wobei dies nicht zu verwechseln ist mit geringem Sportinteresse. Fußballsport, Ringen und Gewichtheben sind bei den Zuschauern äußerst beliebt. Sport wird in der Türkei mit Hochleistungssport assoziiert und damit als Ausnahme(leistung) angesehen. Zudem kommen Sportlichkeit und Fitness in der traditionellen türkischen Kultur keine besondere Rolle zu. Jedoch werden Schlankheit und Gesundheit auch in der Türkei immer mehr zu Statussymbolen und bestimmen das Schönheitsideal.¹⁴

Im Islam gibt es kein generelles Sport- und Bewegungsverbot, auch nicht für Mädchen und Frauen. Folgt man den islamischen Geboten, dann müssen im Sport das Bedeckungsgebot und die Trennung der Geschlechter eingehalten werden. Das Bedeckungsgebot bedeutet, dass der ganze Körper der Frau mit Ausnahme von Gesicht, Händen und Füßen von weiten Kleidern verhüllt sein soll. Der Mann soll seinen Körper vom Nabel bis zum Knie bedecken. Auch ist der Islam nicht grundsätzlich bewegungsfeindlich, jedoch ist das Körperkonzept nicht auf abstrakte Leistung, Überbietung und Konkurrenz ausgerichtet, also auf eine kontinuierlich sich steigernde Bearbeitung des Körpers (vgl. Mihiziyazgan 1996).

Viele der im Sport vermittelten Körperkonzepte, die aus einer von westlichen Gesellschaften historisch entwickelten Bewegungs- und Spielkultur stammen, haben offenbar in islamischen Gesellschaften keinen hohen Stellenwert (vgl. Bröskamp 1994). Der Körper ist von der Tradition her vielmehr Träger definierter Rollen und nicht abstrakter Bedeutungen, wie Leistung, Überbietung und Distinktion. Hierzu ist eine neuere Studie (vgl. Nökel 2002) von Interesse, in der die Modernisierung dieser Körperkonzepte aufgezeigt wird. Nökel analysiert die Strategien und Lebensentwürfe junger muslimischer Frauen, für die das Kopftuchtragen eher selbstbewusstes Bekenntnis zur eigenen Identität ist als Ausdruck folgsamer bis hin zu fundamentalistischer Religiosität. Sie tragen ein Kopftuch, nicht weil die Eltern es wollen, teilweise sogar gegen den Willen der

¹⁴Vielfach ist der Grund für die Sportabstinenz der Frauen in der Türkei jedoch auch fehlende Zeit, sowie das Fehlen von organisierten und finanzierbaren Angeboten und Sportanlagen. Die Inhalte des Freizeit- und Breitensport (Spazieren gehen, Gymnastik/Aerobik, Volleyball, Tennis) seien eher funktional, nicht Entspannung und Spaß stünden im Vordergrund, sondern Gesundheit und vor allem Schlankheit. Sportpräferenzen der im Leistungsbereich organisierten Frauen sind vor allem Volleyball, Basketball, Handball, Schwimmen, Leichtathletik, Taekwando, und Judo. Zu den organisierten Sportarten, die zu einem großen Teil von Frauen ausgeübt werden (über 30%) zählen Turnen/Gymnastik, Bogenschießen, Tennis, Judo, Leichtathletik, Fechten und Schwimmen (Pfister 1998, S.133). Der Frauenfußball entwickelt sich zunehmend. Auch sind Frauen durchaus in einigen Führungspositionen zu finden, stehen best. Sportverbänden vor.

Eltern. Auch entsprechen sie nicht dem gängigen Opferbild der türkischen Mädchen. Nicht selten sind es diejenigen, die das Gymnasium besuchen, die selbstbewusst religiöse Zeichen mit denen der Massenkultur kombinieren wie auch Gläubigkeit mit Modernität.

Ihre Islamisierung vollzieht sich nur zum Teil in den Moscheestrukturen, sie weichen davon ab und überschreiten diese. Sie zeigen neben einem hohen Bildungsanspruch ein starkes Interesse an ehrenamtlicher, gemeinnütziger Arbeit.¹⁵ So setzen sie sich in ihren Gemeinden bspw. für den Mädchensportunterricht ein oder aber für Ersatzunterricht, damit die Mädchen, die nicht zum Sportunterricht dürfen, „nicht mehr lauter Sechsen reingehauen kriegen“ (ebd., S. 171). Für diese jungen Frauen bedeutet die Hinwendung zum Islam das Ergebnis eines rationalen, selbst-reflexiven Entwicklungsprozesses. Sie suchen durch ihre reflektierte Ausrichtung insbesondere die Befreiung von nicht originär islamischen, aber so legitimierten Regulationen des weiblichen Verhaltens, wie z.B. Verbot von Sport und Bewegung (ebd., S. 154). Das Erleben der Doppelmoral mit Einsetzen der sexuellen Reife, nämlich dass spezifische Restriktionen nur für Mädchen und Frauen gelten (z.B. Verbot vorehelicher Beziehungen oder Verbot des öffentlichen Schwimmbades), führt dazu, die Gleichbehandlung von Frau und Mann zu fordern: "Was die Frau nicht darf, darf der Mann auch nicht und umgekehrt" (ebd., S. 245).

Bröskamp weist auf folgenden Zusammenhang hin: „Von den türkischen Mädchen, die entgegen dem elterlichen Verbot am Schwimmunterricht teilnehmen, kann angenommen werden, dass ihr Körperverhalten in interethnischen Handlungsräumen wie dem der Schule anders aussieht als im ethnisch homogenen Kontext der Familie" (1991, S. 76). Ethnische (bzw. religiös-kulturelle) Identität hat eben auch eine strategische Funktion, sie ermöglicht es, ethnische Zugehörigkeit je nach sozialem Kontext und der Zusammensetzung der Interaktionspartner dosiert und partiell einzubringen. Auch in der Studie von Nökel zeigte sich, dass die jungen Frauen die religiösen Bekleidungsgebote auch aus strategischen Gründen nutzen und bewusst auswählen, wann was, wo getragen wird. Dargestellt wird das Beispiel einer jungen Frau, die im schulischen Kontext eindeutige religiös-islamische Zeichen setzte (Röcke, Kopftuch), jedoch auf dem Moscheefest, an dem mehrheitlich traditionell orientierte Frauen teilnahmen, in Hosen erschien (2002, S. 87). Für viele ist das Hosen-Tragen weniger eine Frage von islamischen Bekleidungsgeboten, sondern von der Figur der Trägerin abhängig. Sie muss schlank genug sein, „es sich leisten können“; und es gilt offenbar als Makel, es nicht zu können. Davon zeugen die Gespräche um das Thema Gewichtsreduktion. Einige der Frauen benutzten Heimtrainer oder besuchten regelmäßig Fitness-Studios. Evident ist auch bei diesen Frauen eine starke Orientierung an der vorherrschenden, westlichen Körperkultur: Schlank sein, Hosen tragen gehört damit auch zur Selbstbeschreibung als moderne, selbstbewusste Muslima.

Sportkultur und weibliche Lebensentwürfe von Migrantinnen

In einer Untersuchung über hochsportive muslimische Frauen legt die Sportpädagogin Kleindienst-Cachay interessante Ergebnisse zum Thema Sport und

¹⁵ Einige Frauen boten z.B. ihre Mitarbeit in der Altenpflege an (Spazierengehen etc.), stießen bei den Trägern jedoch nicht auf Gegenliebe mit dem Argument, dass Ausländerinnen mit mangelnden Sprachkenntnissen von den alten Menschen nicht akzeptiert würden (Nökel 2002, S.149).

weibliche Lebensentwürfe vor (vgl. Kleindienst-Cachay 2000). Die Frauen und Mädchen setzten ihre Sportinteressen strategisch und stetig durch: unter Zuhilfenahme von Fürsprechern (z.B. des eigenen Bruders), durch Mitnahme von Familienangehörigen zum Training (z.B. der Mutter), mit Überredungskünsten, Ausreden, Verharmlosungen, Verschweigen und auch durch Verheimlichen.¹⁶ Als besonders schwierig stellten sich Wettkämpfe am Wochenende sowie Besprechungen oder Trainings in den Abendstunden dar, denn diese müssen von den Mädchen gesondert begründet werden.

Die in dieser Studie befragten Mädchen und Frauen waren alle stark bildungsmotiviert und sehr erfolgreich in ihren (Hochleistungs-)Sportarten Boxen, Judo, Karate und Fußball. Offenbar boten sich diese Sportarten den Mädchen und Frauen besonders an, da sie auch in der Türkei und in der türkischen Migrantenkultur äußerst bekannt und beliebt sind. Auch sind die eigenethnischen Vereine in diesen Bereichen gut organisiert, erst diese haben oftmals den Zugang zum Sport ermöglicht.

Der eher männlich geprägte und dominierte Sport stellt somit ein Feld dar, in dem muslimische Frauen aktiv und einzigartig sein können, sich abheben können vom Opferbild der „türkischen Mädchen“. Auch können Bereiche und Lebensentwürfe vereinbart werden, die eigentlich unvereinbar sind – Sport in einer Männerdomäne und muslimische Frau. In dieser Nische hebt sich der (meist) zugeschriebene Identitätskonflikt als Frau, Muslimin, Türkin etc. auf. Weiblichkeit und Männlichkeit sind in der türkischen Gesellschaft und auch bei Migrantinnen und Migranten relativ rigide und über den Körper bzw. biologisch definierte Konzepte. Die Geschlechterrollen, also das soziale Geschlecht, können sich dabei in Abhängigkeit von der sozialen Situation in starkem Maße unterscheiden. Dies zeigte sich in unseren Untersuchungen mehrfach in den relativ eigenständigen Lebensentwürfen auch im Vergleich mit Einheimischen als eine „nicht-westliche Modernität“ (Gümen/Herwartz-Emden/Westphal 1994).

Ein Sportengagement beinhaltet eben auch die Möglichkeit, Geschlechterkonzepte neu zu interpretieren und weiter zu entwickeln. Die hochsportiven muslimischen Mädchen und Frauen zeigen eine Weiblichkeit bzw. die Interpretation einer modernen Migrantin aus der Türkei, die sich souverän, ehrgeizig und erfolgreich in der Aufnahmegesellschaft bewegen und dennoch Religion und Kultur gefestigt repräsentieren kann (vgl. Kleindienst-Cachay 2000, S. 21): Leistung zu erbringen, Selbstständigkeit zu signalisieren und dabei Frau zu bleiben. Das folgende Zitat einer Boxerin zeigt sehr deutlich, wie gekonnt allerdings eine bestimmte Form der Weiblichkeit inszeniert werden muss, um im Männersport Boxen und in der eigenen ethnischen Gemeinschaft akzeptiert zu werden: „Sie akzeptieren wirklich nur mit diesem Kompromiss, dass man sich einigermaßen normal gibt. Wenn sie sehen, es ist ein Mannweib, dann ist sie direkt unten durch, dann versucht man einigermaßen feminin zu sein, damit das schon mal ausgeschaltet ist, das Vorurteil, ja, das sind Mannweiber. Aber dann darfst du auch nicht auf diese supersexy Tour kommen, mit diesen kurzen Sachen und viel zu kurzen Hosen, und so würde ich auch nicht boxen, wie vielleicht Regina Halmich in ihrem Top boxt, oder wenn

¹⁶ Das Verheimlichen vor den Eltern ist dabei durchaus eine kulturell gebräuchliche Strategie, wie der Ethnologe Schiffauer (1991, S. 247) darlegt. So sind voreheliche Kontakte durchaus üblich, dürfen jedoch nicht öffentlich, d.h. sichtbar werden, obgleich jeder davon weiß, dass sie stattfinden. Ein Zeigen bzw. Öffentlichmachen würde den Konflikt auslösen, nicht das Wissen an sich.

Fototermine sind, dann sagt man, nein, so möchte ich einfach nicht fotografiert werden, die wollen mich in Latexkleider oder so was stecken. Hab ich gesagt, tut mir leid, nein" (Kleindienst-Cachay 2000, S. 22).

Eine feminine Ausstrahlung ohne eindeutige Sexualisierung ist äußerst wichtig. Dezente, gepflegte, disziplinierte, gebildete und weitsichtige Weiblichkeit wird zum Merkmal der Abgrenzung vom Gastarbeiter-/Migrantenklischee und damit vom Bild der ungebildeten und unterdrückten türkischen Frau. Dabei überbieten die Frauen geradezu die Integrationserwartung der bloßen Anpassung. Sie werden zu Handlungssubjekten, die auch von der eigenethnischen Gruppe überaus respektiert und geschätzt werden. Sie gelten nicht selten auch von den türkischen Eltern als Vorbild für ihre Töchter, eben auch als sportliches Vorbild.

Fazit: Integrationchancen durch den Sport

Akzeptanz und Offenheit vielfältiger Weiblichkeitskonstruktionen

Neuere Sportuntersuchungen zeigen auf, dass sich der gesamte Mädchen- und Frauensport zunehmend den Standards der Männer anpasst. So stellt der Sportwissenschaftler Pilz fest, dass es z.B. im Jugendfußball keine geschlechtsspezifischen Unterschiede bei der Einschätzung eines absichtlichen Fouls im Interesse des Erfolgs als „unfair, aber taktisch klug“ und der Bereitschaft sich im Wettkampf genauso so zu verhalten mehr gibt (Pilz 2000). Je stärker in der Sportart und in der sportlichen Orientierung Wettkampf und Erfolg ausgeprägt sind, desto eher gleichen sich offenbar die Persönlichkeitsstrukturen von Frauen und Männern, Mädchen und Jungen im Sport an.

Der stärkste Zuwachs von Frauen im Sport zeigt sich gegenwärtig zunehmend in den Sportarten, die nach ihrem Regelwerk als ritualisiert-aggressiv bzw. offen-aggressiv bezeichnet werden, wie z.B. Volleyball, Basketball, Fußball, Judo, Kampfkunst (vgl. Pilz 2000). Härte und Aggressivität setzen sich immer mehr durch (Frauenhandball und -fußball) und gelten offenbar damit immer weniger als unweiblich. Hier kann mit anderen Studien vermutet werden, dass sich der Zuwachs aus Mädchen und Frauen der unteren Schichten speist. Für Hauptschülerinnen sind offenbar männlich orientierte Sportarten von besonderer Bedeutung, ebenso wie für Migrantinnen.

Welche Veränderungen die weitere Integration von Frauen im und durch den Sport bewirkt, lässt sich nicht eindimensional ableiten, sondern ist nur im strukturellen Kontext der Überschneidungen bzw. Überlappungen der Identitätskategorien Geschlecht, Schicht und Ethnizität¹⁷ zu erklären. So sehen wir sicherlich aus gleichstellungspolitischer Sicht eine Eroberung neuer Handlungsfelder, was jedoch nicht unbedingt mit Emanzipation im Sinne von eindeutiger Befreiung von Fremdbestimmung und Durchsetzung eigener Interessen gleichzusetzen ist. Hier jedoch einen normativen Emanzipationsdiskurs im Sinne eines Ganz oder Gar-Nicht zu führen, hieße die Bedürfnisse der Mädchen und Frauen wieder einmal nicht ernst zu nehmen.

¹⁷ Erste Zeichen werden derzeit im Modedesign und in der Sportbekleidungsindustrie gesetzt. Eine holländische Designerin entwirft eine Sportkollektion für muslimische Frauen, u.a. eine moderne, sportliche Version des Kopf- und Halstuches, sogenannte „capsters“. Die Werbung in der Sportbekleidungsindustrie hat jüngst spezielle Modetrends für unterschiedliche Frauentypen entworfen und dabei Migrantinnen und Minoritätenfrauen als Zielgruppe entdeckt.

Ein Wandel bzw. eine Ausdifferenzierung der sport- und bewegungsbezogenen Aktivitäten bei Mädchen und Frauen ist insgesamt zu beobachten. Die alten weichen Muster des Sports verlieren für Frauen jedoch nicht an Bedeutung, sie werden allerdings durch die Suche nach alternativen Angebotsformen ergänzt und erweitert. De facto zeichnen sich vielfältige Möglichkeiten der geschlechterspezifischen Grenzüberschreitung ab. D.h. Mädchen und Frauen übernehmen im Umgang mit ihrem Körper nicht einfach die vorgegebene Geschlechterrolle, sondern entwickeln je eigene, neuartige Formen des Umgangs mit dem Körper, in Abhängigkeit von (Bildungs-)Schicht und Ethnizität. Diesen Kategorien ist im Sport mehr Beachtung zu schenken. Konkret heißt das,

- sich von den üblichen Vorstellungen von „typisch türkischen Mädchen“ zu verabschieden, diese zu flexibilisieren und sogenannte „untypische“ Mädchen nicht als Ausnahme anzusehen;
- dem Bedürfnis von Migrant*innen Jugendlichen bzw. -mädchen nach Aufgabe des Gastarbeiter-Stigmas bzw. Opferstatus entgegenzukommen;
- gezielt erfolgreiche, geachtete Mädchen einzubinden;
- unterschiedliche Geschlechterverhältnisse von der Schablone traditionell vs. modern zu lösen.

Mehrdimensionales und vielschichtiges Empowerment im Sport

Die Bedeutung des Sports im Sinne von „Empowerment“, wie sie z.B. in der Studie von Kleindienst-Cachay (1998) belegt wurde, ist differenziert zu würdigen. Die Annahme, dass durch eine Sport- und Wettkampforientierung Mädchen und Frauen Kompetenzen und Stärken wie Durchsetzungsfähigkeit und Zielstrebigkeit erleben, die sie auf andere Lebensbereiche übertragen können, ist jedoch nicht durchgängig belegt (vgl. Pfister 2000, S. 62). In manchen Sportarten sind Körpernormen vorausgesetzt, die Frauen zu einer extremen Selbstkontrolle und -disziplinierung zwingen und dabei die Kontrolle über das eigene Leben rauben. Positive Wirkungen im und durch den Sport hängen im Wesentlichen von der institutionellen und praktischen Gestaltung des Miteinanders ab und sind nicht generell zu unterstellen. Auch sind Schichtungen und Wechselwirkungen mit anderen Lebensbereichen und Sozialisationsinstanzen wie Peergroup, Medien, Familie, Schule, Ausbildung und der eigenethnischen Gemeinde zu berücksichtigen. Die sportwissenschaftliche Forschung hat aufgezeigt, dass der Einfluss der durch Sport vermittelten Verhaltensmuster, Werte und Normen sich gegenüber den bereits vorhandenen oder parallel ablaufenden Sozialisationsprozessen nicht als dominant erweist und voller Widersprüche ist (Brinkhoff 1998, S. 61).¹⁸ Konkret heißt das: Sport ist vielschichtig und in seinen Wechselwirkungen zu analysieren, er braucht generell gute und neue Kooperationen, um die hoch gesteckten Erwartungen und Ziele zu erreichen.

Reflektierte Praxis und eigene Räume für interkulturelle Kontakte im Sport

¹⁸ Neben den moderierenden Funktionen des Sports können gleichzeitig enorme Belastungspotenziale auftreten, wie z.B. Angst vor dem Scheitern, Gefühle des Versagens und Erleben von Stigmatisierung. Auch werden die von Sportpädagogen hervorgehobenen Erziehungsstile (Fairness, Teamorientierung etc.) häufig gar nicht realisiert, weil sie zu den (dominanten) Strukturen sportlicher Handlungssysteme gänzlich im Widerspruch stehen.

Hinweise auf die integrative Wirkung der Kontakte im Sport lassen sich sofort finden, der soziale Aufstieg ethnischer Minderheiten im und über den Sport zeigt sich bspw. bei der türkischen Boxerin oder der schwarzen Tennisspielerin. Interkulturelle Sportkontakte finden nicht nur im Bereich Hochleistungs- und Wettkampfsport statt, sondern auch in der Schule, im Urlaub, im Fitnesscenter etc..¹⁹ Über die interkulturellen Konflikte bzw. Kontakte bei gemeinsamen Sportaktivitäten mit einheimischen und Migrantenmädchen, die vorwiegend auf Schule und Fitnesscenter begrenzt sind, wissen wir nur sehr wenig.

Kleindienst-Cachay fordert, dass das oberste Ziel sportpolitischer und pädagogischer Maßnahmen die Integration ausländischer Mädchen und Frauen in *multikulturellen* Gruppen sein muss. Wo diese nicht möglich sind, sollte nicht gezögert werden, ethnisch homogene Gruppen einzurichten. Zu fragen wäre m.E. allerdings, warum dies nicht möglich ist, dabei sollten kulturalisierende Begründungen kritisch reflektiert werden.

Übungsleiterinnen/Trainerinnen sollten weiblich sein, nicht häufig wechseln und v.a. auf ihre interkulturelle Arbeit und Aufgabe *speziell* vorbereitet sein. Sie sollten möglichst den ethnischen Gruppen angehören bzw. eine soziale Nähe aufweisen. Zielgruppenspezifische Angebote sind zu entwickeln, die von den Sportarten und vom Sportstil her die Mädchen ansprechen und von den räumlichen, zeitlichen und personellen Bedingungen her den Erziehungsvorstellungen der Eltern/Familie/Gruppe nicht gänzlich widersprechen. Um spezifische Zugangsbarrieren (Ehrekonzept, eingeschränkter Bewegungsspielraum) abzubauen, ist es wichtig, Angebote dahin zu bringen, wo sich die Mädchen und Frauen vorwiegend in ihrem Alltag aufhalten, z.B. Schule, Familie, Berufsvorbereitung u. -ausbildung, ethnische Vereine bzw. Communities²⁰ sowie Moscheen. Sportkontakte sollten in der Grundschule und der Orientierungsstufe beginnen. Anzusetzen wäre sicherlich auch bereits früher im Kindergarten, Krabbelgruppe, Rückbildungskurse etc.. In letzteren treffen sich junge türkische und deutsche Mütter, kommen ins Gespräch miteinander, suchen Kontakte u.a.m..²¹

Zudem sollte in Rechnung gestellt werden, dass Jugendliche sich meist mehr mit den Orten ihrer kollektiven Erfahrungen, dem Stadtteil, den Straßen, Plätzen etc. als mit ethnisch-nationalen Differenzierungen identifizieren.

¹⁹ Im Sportbereich zeigen sich derzeit eher Belege für das immense Konfliktpotenzial der interkulturellen Begegnung und für die Selbst- und Fremdausgrenzung. So ist in den letzten Jahren besonders der Fußball auf seine integrative Funktion hin analysiert worden mit dem Ergebnis, dass in diesem Bereich kaum von Integration die Rede sein kann. Auch können Einstellungsänderungen wie Abbau von ethnischen Vorurteilen durch den Kontakt im Sport durchaus auf die Situation begrenzt bleiben; eine Generalisierbarkeit ist damit nicht zu unterstellen (vgl. Kothy 1998). Hier zeigen sich eindeutige Strukturen der Diskriminierung und manifeste gewalttätige Konflikte vor allem zwischen türkischen und deutschen Fußballmannschaften. So ist man derzeit sehr vorsichtig mit der Erwartung, dass ausgerechnet der konkurrenzorientierte Mannschaftssport einen Beitrag zur (gewaltfreien) Integration durch den Sport leisten kann. In diesem Zusammenhang ist grundsätzlich auf den Sport in seiner Bedeutung als eurozentristische (und kulturimperialistische) Bewegungskultur hinzuweisen, der eher danach strebt, das Eigene als richtig zu setzen und das Fremde als Störfaktor zu eliminieren (vgl. Thiele 1999, S. 31).

²⁰ Der Sportsoziologe Schwarz (1998) beobachtet, dass sich die ethnischen Sportvereine mit der Dauer und Intensität ihrer Arbeit an das „deutsche“ Model anpassen. Er meint pragmatisch: „In einer Zeit, in der dem Sport, dem Sportverein und seinen ehrenamtlichen Helfern mehr und mehr (...) sozialpolitische Funktionen geradezu zugeschoben werden, wäre es sozialpolitisch zumindest sehr unklug, dass Potential der ethnischen Vereine nicht zu nutzen“ (ebd., S. 95).

²¹ Als Einstieg für Mütter und Kinder: Förderung von gemeinsamen sportliche Aktivitäten von Eltern bzw. Mütter und Kinder. So äußern sich auch 61% der Frauen, dass sie am liebsten gemeinsam mit der Familie Sport treiben würden, (Pfister 1996, S. 228) Gründe sind neben der Freude an gemeinsamen Aktivitäten, insbesondere auch das Bewusstsein, die Kinder zu fördern.

*Integrationsarbeit ist politische und pädagogische (und somit parteiliche)
Netzwerkarbeit*

In vielen Konzepten engt der verwendete Begriff der Integration ein und versperrt den Blick für die Breite und Vielschichtigkeit dessen, was tatsächlich untersuchbar, beobachtbar oder umsetzbar wäre. Auch ist in vielen Ansätzen nicht geklärt, was und wer mit dem verwendeten Integrationsbegriff angesprochen wird. In Rechnung zu stellen ist dabei, dass der (sozial)pädagogische und integrative Alltag des Sports derzeit wenig einladend aussieht und kaum Spielräume lässt: Das Phänomen der sozialen Ungleichheit ist so ausgeprägt wie nie. Je härter die sportliche Kodierung, desto härter ist auch die soziale und geschlechtsspezifische Selektierung des Sports (vgl. Brinkhoff 1998).

Ohne eine Netzwerkstruktur, ohne die Beteiligung der ethnischen Communities durch Einbezug von Migrantinnen sowohl in die ehrenamtliche Basis als auch in hauptamtlicher Verantwortung, ohne Vorbereitung der Übungs- und Gruppenleiterinnen auf die interkulturelle und geschlechtsreflektierte Situation, ohne die Evaluation von etwaigen Maßnahmen und Projekten und schließlich ohne Strukturmaßnahmen wie z.B. Gender-Mainstreaming werden viele Bemühungen (weiter) ins Leere laufen.

Literatur:

- Baur, Jürgen:* Entkörperlichte Kinder in einer entsportlichten Welt. In: deutsche jugend, 9/1999, S. 397-400.
- Baur, Jürgen/ Braun, Sebastian:* Über das Pädagogische einer Jugendarbeit im Sport. In: deutsche jugend, 48 Jg. 2000, Heft 9, S. 378-387.
- Brettschneider, Wolf-Dietrich/ Kleine, Torsten:* Jugendarbeit in Sportvereinen: Anspruch und Wirklichkeit. Eine Evaluationsstudie, Schorndorf 2002.
- Brinkhoff, Klaus-Peter:* Über die psycho-sozialen Funktionen des Sports im Kindes- und Jugendalter. In: deutsche jugend, 9/2000, S. 387-395.
- Brinkhoff, Klaus-Peter:* Sport und Sozialisation im Jugendalter. Entwicklung, soziale Unterstützung und Gesundheit, Weinheim und München 1998.
- Bröskamp, Bernd:* Körperliche Fremdheit. Zum Problem der interkulturellen Begegnung im Sport, Sankt Augustin 1994.
- Erdmann, Ralf* (Hrsg.): Interkulturelle Bewegungserziehung, Sankt Augustin 1999.
- Esser, Hartmut:* Aspekte der Wanderungssoziologie. Assimilation und Integration von Wanderern, ethnischen Gruppen und Minderheiten. Eine handlungstheoretische Analyse, Darmstadt/ Neuwied 1980.
- Faulstich-Wieland, Hannelore:* Unterricht von Mädchen und jungen. Koedukation im Sportunterricht, in Kröner/Henkel/Pfister: Für eine andere Bewegungskultur. Pfaffenweiler 1997, S. 155-173
- Firley-Lorenz, Michaela:* „Du muß och up die Frollein hören, och wenn date ne Frau is“. Sportlehrerinnen als Vorbilder!? In Kröner/Henkel/Pfister (1997 a.a.O.), S. 175-189.
- Frogner, Eli:* Die Bedeutung des Sport für die Eingliederung ausländischer Mitbürger. In: Sportwissenschaft, 14(4), 1984, S. 348-361.

Gümen, Sedef/ Herwartz-Emden, Leonie/ Westphal, Manuela: Die Vereinbarkeit von Beruf und Familie als weibliches Lebenskonzept: Eingewanderte und westdeutsche Frauen im Vergleich. In: Zeitschrift für Pädagogik, 1/1994, S. 63-80.

Heckmann, Friedrich: Ethnische Minderheiten, Volk und Nation. Soziologie inter-ethnischer Beziehungen, Stuttgart 1992.

Herwartz-Emden, Leonie/ Westphal, Manuela: Integration junger Aussiedler: Entwicklungsbedingungen und Akkulturationsbedingungen. In: Oltmer, Jochen (Hrsg.): Migrationsforschung und Interkulturelle Studien. Zehn Jahre IMIS, Osnabrück 2002, S. 229-260.

Herwartz-Emden, Leonie (Hrsg.): Einwandererfamilien. Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation, Osnabrück 2000.

Jaeger-Kaske, Ulla: „... und wenn nur mal einer mit `ner Primel vorbeikäme!“. Übungsleiterinnen über die Anerkennung ihrer ehrenamtlichen Tätigkeit im Verein. In: Sabine Kröner/ Ulrike Henkel/ Gertrud Pfister (Hrsg.): Für eine andere Bewegungskultur. Festschriften anlässlich der Emeritierung der Herausgeberinnen, Pfaffenweiler 1997, S. 219-230.

Klein, Marie Luise/Kothy Jürgen (Hrsg.): Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1998.

Kleindienst-Cachay, Christa: Sport und weibliche Identität am Beispiel junger hochsportiver muslimischer Frauen in der BRD. In: Blanke, Beate/ Fietze, Katharina (Hrsg.): Identität und Geschlecht, Hamburg 2000, S. 13-28.

Kleindienst-Cachay, Christa: Sportengagement muslimischer Mädchen und Frauen in der Bundesrepublik Deutschland – Forschungsdesiderate und erste Ergebnisse eines Projektes. In: Klein, Marie Luise/ Kothy, Jürgen (Hrsg.): Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1998, S. 113-126.

Kleindienst-Cachay, Christa: Immigrantinnen – auch beim Sport außen vor? In: Pfister, Gertrud (Hrsg.): Fit und gesund mit Sport. Frauen in Bewegung, Berlin 1996, S. 191-202.

Kothy, Jürgen: Konfliktdimensionen interethnischer Kontakte im Fußball-Sport. In: Klein, Marie Luise/ Kothy, Jürgen: Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport. Hamburg 1998, S. 59-74.

Kraus, Ulrike: „Ich möchte keine Macht im Sport... ich möchte lieber eine gute Frau sein“. Karriereplanung und Machtbewusstsein von Frauen in Ehrenämtern des Sports. In: Sabine Kröner/ Ulrike Henkel/ Gertrud Pfister (Hrsg.): Für eine andere Bewegungskultur. Festschriften anlässlich der Emeritierung der Herausgeberinnen, Pfaffenweiler 1997, S. 203-218.

Kugelman, Claudia: Starke Mädchen – Schöne Frauen? Weiblichkeitszwang und Sport im Alltag, AFRA-Verlag, Butzbach-Griedel 1996.

Menze-Sonneck, Andrea: Mädchen und junge Frauen im Sport. Sportkarrieren und Fluktuation im Turnen, Schorndorf 1998.

Mihiziyazgan, U.: Türkische Mädchen im Sportunterricht. In: Alkemeyer, Thomas/ Bröskamp, Bernd (Hrsg.): Fremdheit und Rassismus im Sport. Tagung der dvs-Sektion Sportphilosophie vom 9.-10.9.1994 in Berlin, St. Augustin und Berlin 1996, S. 87-108.

Nökel, Sigrid: Die Töchter der Gastarbeiter und der Islam. Zur Soziologie alltagsweltlicher Anerkennungspolitik. Eine Fallstudie, Bielefeld 2002.

Pfister, Gertrud (Hrsg.): Fit und gesund mit Sport. Frauen in Bewegung, Berlin 1996.

Pfister, Gertrud: „Empowerment“ im und durch Sport? – Zum Selbstkonzept von Leistungssportlerinnen. In: Blanke, Beate/ Fietze, Katharina (Hrsg.): Identität und

- Geschlecht. 6. Tagung der dvs-Kommission „Frauenforschung in der Sportwissenschaft“ vom 18.-20.9.1998, Hamburg 2000, S. 29-64.
- Pfister, Gertrud*: Frauen und Sport in der Türkei. In: Klein, Marie Luise/ Kothy, Jürgen.: Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1998, S. 127-146.
- Pilz, Gunter*: Rote Karten statt Integration? Eine Untersuchung über Fußball und ethnische Konflikte. Vortrag im Kultur- und Stadthistorischen Museum Duisburg, Sonderausstellung „Sport als Mittel der Integration“, 2002.
- Pilz, Gunter*: Netzwerke in der sport-, körper- und bewegungsbezogenen Sucht- und Gewaltprävention, Einführender Vortrag anlässlich des Akademie Forums der SJ Niedersachsen „Sportjugend im Netzwerk der Sucht- und Gewaltprävention“ 2001.
- Pilz, Gunter A.*: Aggression im Frauensport. In: Christensen, Karen/ Guttman, Allen/ Pfister, Gertrud (Eds.): INTERNATIONAL ENCYCLOPEDIA of WOMEN and SPORTS, New York 2000, Band 1, S.17-22.
- Schiffauer, Werner*: Die Migranten aus Subay. Türken in Deutschland: Eine Ethnographie, Stuttgart 1991.
- Schwarz, Thomas*: Zuwanderer und ethnische Vereine im Berliner Sport und die Debatte um Integration versus Segregation. In: Klein, Marie Luise/ Kothy, Jürgen (Hrsg.): Ethnisch-kulturelle Konflikte im Sport, Hamburg 1998, S. 78-98.
- Singler, Andreas/ Treutlein, Gerhard*: Doping – von der Analyse zur Prävention, Aachen 2002.
- Spohn, Margret*: Türkische Männer in Deutschland. Familie und Identität. Migranten der ersten Generation erzählen ihre Geschichte, Bielefeld 2002.
- Sportjugend Hessen*: Sport mit schwierigen Jugendlichen. Reihe Anstöße; Band 7, Frankfurt a. M. 1998.
- Thiele, Jörg*: Bewegungskulturen im Widerstreit – ein Beitrag zur Begrenzung des Verstehens. In: Erdmann, Ralf (Hrsg.): Interkulturelle Bewegungserziehung, St. Augustin 1999, S. 22-41.
- Türker, Sevinc*: Ich fühle mich stärker. Selbstverteidigungsunterricht mit Imigrantinnen. In: Pfister, Gertrud (Hrsg.): Fit und gesund mit Sport. Frauen in Bewegung, Berlin 1996, S.205-209.
- Weber, Martina*: Heterogenität im Schulalltag. Konstruktion ethnischer und geschlechtlicher Unterschiede. Opladen 2003
- Wehmann, Mareike*: Freizeitorientierung jugendlicher Aussiedler und Aussiedlerinnen. In: Bade, Klaus j./ Oltmer, Jochen: Aussiedler: deutsche Einwanderer aus Osteuropa. Osnabrück 1999, S. 207-226.
- Westphal, Manuela*: Privilegierte Migranten oder Risikogruppen? Die besondere Situation von Mädchen und Jungen aus Aussiedlerfamilien. In: Projugend, März 2002, S. 4-7.
- Dies.*: Vaterschaft und Erziehung. In: Herwartz-Emden, Leonie (Hrsg.): Einwandererfamilien. Geschlechterverhältnisse, Erziehung und Akkulturation, Osnabrück 2000, S. 121-206.
- Walter, Klaus*: Die Bad Girls schlagen zurück! In: EMMA, Mai/Juni 2002, S. 36-38.
- Zipprich, Christa*: Trainerin. Die große Unbekannte in der Sportwissenschaft. In: Franke, Pia/ Schanz, Barbara (Hrsg.): FrauenSportKultur, Butzbach-Griedel 1998, S. 173-182.